



Kevin McAleer
Surferboy
Roman

Übersetzt von Julia Ritter

mare

mare

Kevin McAleer

Surferboy

Roman

Übersetzt von

Julia Ritter

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2015

© 2015 by mareverlag, Hamburg

Titel der Originalausgabe: *Surferboy*

© 2015, 2007 by Kevin McAleer

Vorsatzfoto (*Welle*) LeRoy Grannis

Vorsatzfoto (*Surfclub*) Privatarchiv Kevin McAleer

Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg

Schrift Dante MT

Druck und Bindung CPI Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-86648-222-7



www.mare.de

Dies Buch ist immer noch für

Petra Reisdorf

Dünung entwickelt sich immer dann zur Brandung, wenn die Wassertiefe geringer ist als eine halbe Wellenlänge. Dabei ist die Wellenlänge der Abstand zwischen zwei Wellenkronen. Rollt die Dünung in flaches Gewässer, verlangsamt der Meeresgrund mittels des Reibungswiderstands die Unterseiten der kreisenden Wassermassen. Dadurch nimmt die Geschwindigkeit an der Unterseite der Welle ab, während sich der obere Teil mit voller Kraft weiterbewegt. Das Wasser beginnt, sich aufzutürmen. Der Wellenfuß wird so langsam, dass die Wellenkronen Gipfel bilden und die Welle steil aufragt. Ist sie so steil geworden, dass die Wellenwand das Gewicht der Wassermassen nicht mehr halten kann, stürzt die Wellenkronen vorwärts – vorwärts Richtung Wellental.

Dies nennen wir Brandung, und das ist es, worauf wir warten und hoffen.

Peter L. Dixon,
The Complete Book of Surfing

Der Drop

Der kleine Laden roch nach Surfwachs mit Fruchtaroma, fabrikneuem Gummi und Neopren. Er war so mit Surfbrettern, Wetsuits und Surfklamotten vollgestopft, dass man sich kaum bewegen konnte, ohne irgendwo anzustoßen. Ein Typ in Langarm-Shirt und gelben Nylonshorts mit Seitenschlitzen blätterte gelangweilt in einem Surfmagazin, die flipflopbekleideten Füße auf dem Glastresen. Er hatte sonnenblondes Haar und sonnenblonde Augenbrauen und einen sonnenblonden Schnauzbart, und die Haare an seinen Beinen hoben sich wie eine Art widerspenstige weiße Pilzkultur von seinen sonnengebräunten Beinen ab. Wir kannten ihn. Jedenfalls kannten wir seinen Namen. Wir waren schon ein paarmal nur zum Gucken hier gewesen und hatten gehört, wie Leute ihn »Floh« nannten.

»Hiallesklar?«, sagte er.

»Alles klar«, antwortete Jim. »Wir brauchen Bretter.«

»Neu?«

»Gebraucht.«

»Hab ich massig da«, sagte der Floh, wuchtete seine Beine vom Tresen und stopfte das Magazin unter den Ladentisch.

»Was soll's denn sein?«

»Was Fortschrittliches«, sagte Jim.

»Fortschrittlich?«, sagte der Floh. »Fortschrittlich im Vergleich zu *was*?«

Jim und ich sahen uns an. Ich sagte nichts. Kurz bevor wir den Laden betreten hatten, hatte er mir eingeschärft, ich solle cool bleiben und ihn reden lassen – man durfte diese Typen aus Malibu nicht spüren lassen, dass man Anfänger war, sonst würden sie einen total abziehen.

»Ähmm, na ja, du weißt schon«, antwortete Jim eher uncool. »Was ... Topmodernes.«

Der Floh starrte ihn todernst an.

»Ja, Mann, ich versteh schon, was du meinst und so, aber kannst du vielleicht 'n klein bisschen deutlicher werden? Ich mein, wollt ihr Amp oder eher Trim oder was?«

Darüber musste Jim erst mal kurz nachdenken. Falls er den Unterschied zwischen Amp und Trim kannte, war er weiter als ich. »Amp«, riet er schließlich.

»Ampage«, sprach der Floh, flipflopte zu einem Ständer mit Boards und zog ein lila Exemplar heraus, auf dessen weißem Deck ein regenbogenfarbener Brecher prangte – das Logo des Surfshops. »Hier ist ein 1a Sechs-sechser«, sagte er. »Doppelfinnen-Schwalbenschwanz mit Tailrillen und gutem Laminar Flow.« Er kippte das Board in Richtung Jim. »Könnte was für dich sein.«

Jim nahm das Board, sah aber wenig begeistert aus. Er hatte irgendwo aufgeschnappt, dass man als erstes Board eins nehmen sollte, das deutlich über sieben Fuß lang war – guter Laminar Flow hin oder her.

»Hast du auch noch was Längeres?«

»Ich dachte, du willst Amp.«

»Ja, will ich.«

»Dann hilf mir mal etwas auf die Sprünge, Mann – was *genau* hattest du dir denn vorgestellt?«

»Auf jeden Fall was über sieben Fuß.«

»Dich interessiert nur die Länge?« Der Floh konnte es nicht fassen. »Ich mein, was hast du vor mit dem Ding – willst du surfen, oder brauchst du 'n Couchtisch? Da kommt's noch auf ganz andere Sachen an. Wie lang ist denn dein aktuelles Brett?«

Ich sah Jim an, wie er dastand in seinem T-Shirt mit der Riesenaufschrift SURF INSTRUCTOR WAIKIKI BEACH quer über der Brust. Er hatte kein Board. Jim Kalahani, Vollblut-Hawaiianer, aber als Surfer ein blutiger Anfänger.

»Es war blau«, fiel mir auf die Schnelle ein.

»Und jetzt ist es nicht mehr blau?«, wollte der Floh wissen.

»Nein, doch, es ist noch blau«, stellte ich richtig. »Aber er hat es vor 'ner Weile verkauft.«

»Genau«, sagte Jim.

Der Floh guckte uns an, als hätten wir gerade unsere feste Überzeugung kundgetan, dass Hang Ten ein klassischer chinesischer Philosoph sei.

»Ich will aber was mit Trim«, erklärte ich.

»Trim«, murmelte der Floh.

Er ließ seinen Blick über den Ständer schweifen und zog ein längeres, etwas dünneres Board mit demselben Regenbogen-Logo heraus. Er ratterte die technischen Einzelheiten runter – »Sieben-drei, abgerundeter Pin, solides Glassing, keine Gebrauchsspuren« –, packte das Board mit beiden Händen und bohrte demonstrativ seine Daumen in die Unterseite. Nichts passierte.

»Siehste?«

»Macht 'n guten Eindruck.«

»Also dann«, sagte er und gab mir das Board.

Ich musterte es mit ungeschultem Blick. Ich wusste so gut wie nichts über Surfboards, und was ich wusste, ging reichlich durcheinander. Mir war zum Beispiel klar, dass die Finne zum Steuern diente, aber irgendwie hatte ich diese fixe Idee, dass die geschwungene Form der Finne als eine Art Haiabwehrvorrichtung diente – sieht ein Hai die Finne, denkt er, er hätte einen Artgenossen vor sich, und haut ab. (Die Frage, warum ein Hai auf dem Rücken herumschwimmen sollte, stellte sich mir nicht.)

»Was kostet das Board?«

»'n Hunni«, sagte der Floh.

»Gekauft«, sagte ich.

»Und hundertzehn für die Schwalbe«, sagte er auf Jims Board deutend.

»Okay«, sagte Jim.

Wir fingerten nach unserem Geld.

»Und ich schätze, ihr braucht noch Leashes«, sagte der Floh zu Jim. »Deine hast du ja wahrscheinlich mit dem Board verkauft.«

Jim kaufte eine. Ich nicht, da mein »altes« Board bereits eine hatte. Na klar doch.

»Was ist mit Wachs?«, schob der Floh nach. »Das Wasser wird wärmer. Da braucht ihr Sommerwachs.«

Wir kauften ein paar Stangen.

»Und Wetsuits? Westen sind für'n Sommer echt spitze«, erklärte der Floh. »Schützen gegen Hautabschürfungen am Oberkörper und alles Mögliche. Hab hier 'n paar, die sind echt leicht und angenehm zu tragen ...«

Wir erstanden zwei Body Gloves mit Reißverschluss

vorne und ergriffen die Flucht, bevor er uns noch eine Woche Anfängerkursus andrehen konnte.

Wir montierten unsere Boards auf die Surfboard-Dachträger von Jims Auto und fuhren auf den Pacific Coast Highway. Der Himmel war metallicblau, der strahlende Sonnenschein tauchte alles in goldenes Licht, und der Fahrtwind roch nach Tang und Meer und kitzelte in unseren Nasen. Wir hatten unser eigenes Auto, cruisten die Küste entlang, unsere Boards auf dem Dach – wir fühlten uns gut. Bis dahin waren Jim und ich immer mit seinem Vater mitgefahren, wenn wir zum Strand wollten. Jims Vater war Barkeeper im Tonga Lei, einem Strandrestaurant in Malibu. Im Sommer ließen wir morgens schon die schwüle Hitze des San Fernando Valley hinter uns und fuhren mit Mr. Kalahani am Steuer auf der Las Virgenes Road durch die olivbraunen Hügel, die für die Fernsehserie M*A*S*H als Korea herhalten mussten, und Jim hatte das Radio immer auf den Sender KMET eingestellt, der morgens um neun den Surfweatherbericht für die gesamte Küste nördlich der mexikanischen Grenze brachte. *Hier ist der Ocean Breeze Surfshop in San Diego, näselt schleppend eine Surferstimme. Ein Tiefdruckgebiet sorgt heute für hotdogmäßige, drei bis fünf Fuß hohe Wellen, mit ein paar größeren Sets dazwischen. Ein Hauch von auflandigem Wind schmirgelt den Ozean etwas auf, kann mit der Ebbe aber nur besser werden ... Willkommen in der Galaxie der kosmischen Surfer, Erdlinge – hier ist Tamarack Mack's in Carlsbad. Wir haben hier starke Solaraktivität, wird ziemlich köcheln heute, und das Wasser wird heißer, ein paar mahlende, kopfhohe Tubes, vor denen der Gesundheitsminister warnt, aber hey, die sind genau das, was der Surfdoc empfiehlt ... Alles klar, Carlsbad, hier ist Paradise*

Surfboards in Newport Beach, und wir haben hier heute 'ne satte Orange County-Saftladung – eine saubere Dünung aus Südwesten, die gerade so richtig loslegt. Ich würde sagen, sechs Punkte auf der Fun-Skala – sechs Fuß hoch und hohl! Yahuuu! ...

Am Tonga Lei angekommen, legte Mr. Kalahani mit der Arbeit los und polierte Gläser, und Jim und ich nahmen den Bus am Pacific Coast Highway und fuhren nordwärts nach Zuma Beach, unsere Bellyboards zwischen die Beine geklemmt. Jim hatte einmal ein Surfboard für einen Tag in Waikiki gemietet, und ich hatte bei gelegentlichen Familienausflügen zum Santa Monica Beach rudimentäre Kenntnisse im Bodysurfing erworben, aber unsere ersten Erfahrungen im echten Wellenreiten machten wir am Zuma. Hier lernten wir, die Dünung einzuschätzen, den Takeoff richtig zu timen und bei Wipeouts nicht die Nerven zu verlieren, während uns die Welle nach unten drückte und wie kleine Krümel im Mixer umherwirbelte. Nachdem wir unsere Tagesdosis Salzwasser geschluckt hatten, kamen wir aus der Brandung und wateten zwischen toten Quallen und nach Strandkrabben buddelnden Kindern hindurch, ließen uns auf unsere Handtücher plumpsen, drehten uns dann auf den Rücken und sahen zu, wie das Salzwasser auf unserer Haut trocknete. Die Luft roch nach Meer und Sonnenöl, von den Handtüchern um uns herum dudelten blecherne Transistorradios, und stimmungswaltige Mütter ermahnten ihre Kinder, nach dem Kartoffelsalat eine halbe Stunde lang nicht ins Wasser zu gehen.

Nach einer Weile hatten wir dann genug, sammelten unser Zeug ein und machten uns auf den Rückweg zum Tonga Lei. Mit unseren Bellyboards unterm Arm und sandverkrusteten Fußknöcheln traten wir nach unserer Ankunft zwi-

schen den geschnitzten Tiki-Göttern hindurch in den dunklen, kühlen Vorraum und tasteten uns bis zur Lounge vor. Von der mit Palmwedeln dekorierten Decke hingen exotische Lampen, die Südsee-Schnitzereien an den Wänden beleuchteten. An der mit Bambus eingefassten Bar saßen meistens Männer in den besten Jahren. Die Ärmel ihrer Strickjacken hochgekrempelt, schaufelten sie sich Erdnüsse aus schillernden Meeresohrmuscheln in den Mund und tranken dazu leuchtend bunte Cocktails mit kleinen Papierschirmchen und Plastikaffen am Glasrand. Auf seinem Posten hinter der Bar stand ein untersetzter Typ mit schokoladenbrauner Haut, dickem schwarzen Haar, das er seitlich gescheitelt trug, und einer Doppelreihe strahlend weißer Zähne: Mr. Kalahani – unser leibhaftiger hawaiianischer Barkeeper. Mit seinem Hawaiihemd sah er inmitten dieses kitschigen Tropenparadieses aus, als könne er jeden Moment unvermittelt eine Ukulele zücken und *Tiny Bubbles* anstimmen, begleitet von Hula-Mädchen mit Kokosnussbikinis, die aus dem Off hereintanzen.

»Hey Jungs – wie war 's Surfen?«

»Anständig.«

»Habt Hunger? Wollt was essen?«, fragte er schlitzohrig, denn nach fünf Stunden Sand und Meer brauchten wir was zu futtern, und zwar wiki wiki – schnell. »Hab ich Lomi-Lachs, hab ich Kalua-Schwein. Ono ono – leckerlecker!«

Mr. Kalahani gab uns dann erst einmal jedem ein Riesenglas Cola mit einem Plastikspieß voller Cocktailkirschen, die auf kleinen Eiswürfeln schwammen, dann setzten wir uns auf die roten Kunstlederbänke in einer der Sitzecken in dem Teil des Restaurants, der auf Pfählen im Wasser stand und von dem aus man über die Pier blickte. Hinter der Pier

konnten wir die weißen Reihen der Brecher sehen, die in Malibu abhoben, und direkt vor dem Weiß ein bis zwei Figuren – souverän, aufrecht und absolute Herren der Lage. Surfer. Echte Surfer. Typen, die Wellen ritten und dabei standen.

Jim war ein Jahrgang über mir an der Saint-Teresa-Grundschule, und als er dann auf die Reseda-Highschool kam, verloren wir uns vorübergehend aus den Augen. Wir bewegten uns noch immer in unterschiedlichen Kreisen, als ich ein Jahr später mit Auszeichnung an einer Jesuitenschule für Knaben angenommen wurde und im Frühjahr darauf der Leichtathletikmannschaft beitrug, wo ich mit Stabhochsprung begann. Ich zeigte ein gewisses Talent. In der ersten Saison war ich gut genug, um mit der Schulauswahl zu trainieren, und stellte meinen persönlichen Rekord von dreizehn Fuß auf, der sogar in die wöchentlich erscheinende Rekordliste der *Los Angeles Times* aufgenommen und dort in Klammern mit dem Kommentar versehen wurde, der Jugendliche, der diese ehrwürdige Höhe bezwungen habe, sei erst ein Neuntklässler. Mit dem Stabhochsprung hatte ich meine ökologische Nische gefunden. Es war nicht nur eine Sportart, in der ich glänzen konnte, sie schien auch den Typ Mensch anzuziehen, mit dem ich gut klarkam. Stabhochspringer waren keine gewöhnlichen Sportler, sondern vielmehr Dschungelmenschen, die durch Baumwipfel schwingen, Trapezkünstler, die über dem Getümmel des täglichen Lebens durch die Lüfte gleiten, Freigeister und Freischärler, die an Wettkampftagen absichtlich ihre vorgeschriebenen Schulschlipse vergaßen, schon aus Gewohnheit gegen die Frisurvorschriften der Schulmannschaften verstießen und die in einer dieser affigen Mannschaftsjacken mit Buchstaben aufnähen nicht tot überm Zaun hängen würden.

Und sie surften. Wenn der Santa-Ana-Wind heiß und kräftig blies, hielten sie die Abdeckung der Sprungmatte hoch, dass sie sich aufblähte, und sie stellten sich vor, dass sich über ihren Köpfen eine Welle herumwarf. Und während wir darauf warteten, dass das Training anfing, lagen wir auf derselben Matte in der Sonne, und sie sprachen übers Surfen. »War gestern draußen bei C-Street mit 'ner schönen Süddünung«, fing einer an. »Maaaann, wärscht du mal nach Salt Creek gefahren«, sagte der Nächste, »perfekte Dünung, total saubere Linien.« – »Schwachsinn« – der Dritte –, »bei Südwind mauert Creek doch bloß stumpf umkippende Pappwände.«

Und ich lag ganz ruhig auf der Matte und hörte zu ...

»Schon mal an der Santa-Maria-Flussmündung gesurft?«

»Nee, aber ich hab letzten Winter den Hazard Canyon ausprobiert, und der ist der Hammer.«

»Hazard Canyon? Wo ist das?«

»Kennst du das Kernkraftwerk bei Diablo? Nördlich davon.«

»Verstrahltes Wasser.«

»Genau. Aber Dude, die Stelle knallt rein. Genau wie die Pipeline, bricht aufm Riff, und wenn du den Drop schaffst, ey, dann bist du der King.«

»Und wenn ich den Drop nicht schaff?«

»Dann beißt du ins Riff.«

»Und wie schmeckt das Riff?«

»Na ja, nicht so toll. Hab mir da mal 'ne Rippe gebrochen.«

»Kannst froh sein, dass du dir sonst nichts gebrochen hast.«

»Stimmt, hätte stattdessen mein Board erwischen können.«

In den letzten beiden Jahren war das Surfen etwas aus meinem Blickfeld verschwunden, aber jetzt flammte meine

jugendliche Sehnsucht wieder auf. Es gab diese Welt voll purer Lebensenergie und Wagemut, die im Vergleich selbst Stabhochsprung blass und bieder erscheinen ließ – ganz zu schweigen von allem anderen, was ich je erlebt hatte und das nun auf Disneyland-Niveau zurückfiel. Kinderkram. Um ehrlich zu sein, waren meine bis dahin größten Abenteuer tatsächlich die Begegnung mit den mechanischen Piraten in der Plastik-Karibik und die Dschungelbootreise gewesen, auf der man pneumatisch angetriebene Nilpferde bestaunen konnte, die vom Teenager am Steuer unseres auf Unterwasserschiene sicher durch alle Gefahren gleitenden Schiffes mit Platzpatronen abgewehrt wurden. Die Surferwelt war alles andere als sicher. Schon die Terminologie verhieß den Reiz der Gefahr. Es war die Welt der »Dawn Patrols« und »Cleanup Sets«, der »Closeouts« und »Wipeouts«, der »Elephant Guns« und »Surfaris« an Orten wie Shark's Cove und Razor Blades und Hazard Canyon. Es war eine Welt, die ich selbst entdecken musste, und nach dem Ende der Leichtathletikssaison in meinem ersten Jahr an der Highschool rief ich Jim Kalahani an und teilte ihm mit, dass ich heiß darauf war, ein Surfboard zu kaufen.

»Ich auch«, antwortete er sofort. »Ich hab jetzt ein Auto. Wir können zusammen hinfahren.«

Ich hatte gehofft, dass er genau das sagen würde, da ich erst fünfzehn war und noch nicht fahren durfte. Aber das war nicht der einzige Grund. Hier war jemand, der meine innersten, heiligsten Wünsche und Gedanken teilte. Wir hatten vorher nie über das Thema gesprochen, und ich verspürte eine Art verschwörerischen Nervenkitzel, als hätten wir uns gegenseitig die Absicht gestanden, abzuhaufen und mit dem Wanderzirkus durchs Land zu ziehen.

Nun, da wir den ersten Schritt getan und unsere Boards gekauft hatten, bestand die Schwierigkeit darin, einen Ort mit Wellen und ohne Menschenmassen zu finden. Malibu fiel von vornherein aus. Dort war die Brandung zwar am besten, perfekt zum Üben, mit verlässlichen, gleichmäßigen Wellen und langen Rides, aber das Verkehrsaufkommen in der Dünung bewegte sich zwischen zähfließend und Stop-and-go. Und der Konkurrenzdruck war enorm. Als Jungfernfahrt Malibu zu surfen, wäre genau so, als würde man sich an seinem ersten Tag hinterm Steuer zum Grand Prix von Monte Carlo verirren. Zuma war nachmittags für Boardsurfer gesperrt; Malibu und Zuma waren jedoch die beiden einzigen Orte, die wir kannten.

Wir machten uns auf Richtung Süden. Die ersten zwei Spots, an denen wir vorbeikamen, waren, wie Malibu, Pointbreaks – felsige Spitzen ins Meer, an denen sich keilförmig zulaufende Wellen aufbauten. Perfekt für unser Vorhaben, aber auch brechend voll mit Surfern. Ein Stückchen weiter kamen dann ein paar Molen in Sicht, an denen die Wellen reitbar wirkten und der Andrang kleiner menschlicher Pünktchen nicht allzu groß erschien. Wir fuhren quer über den Highway auf einen brüchigen Asphaltplatz, in dessen Rissen Wiesenfuchsschwanz wuchs – der Parkplatz der dahinterliegenden Billigkaschemme Sunspot Café –, und parkten ganz hinten neben einem weißen Datsun-Pick-up; wir stiegen aus und liefen zurück über den Highway, um uns die Szenerie genauer anzusehen: An der Seite des Highways ging es relativ steil hinunter über eine Halde von Granitbrocken, ähnlich denen der Mole. Da, wo die Granitbrocken auf den Strand trafen, lehnten Surfbretter an den Steinen, und Leute sonnten sich auf bunt gemusterten Handtüchern.